

Helen Christen

„Eigentlich spreche ich keinen richtigen Dialekt mehr“ Zu allgemeinen Tendenzen in heutigen Deutschschweizer Dialekten

Die Aussage, welche den nachfolgenden Ausführungen über moderne schweizerdeutsche Dialekte vorangestellt worden ist, stammt von einer jungen Frau aus dem schweizerischen Kanton Aargau. Die Sprecherin – sie wird im folgenden Barbara genannt – gebraucht für dieses Statement über ihren Idiolekt wie für alles andere, was sie in einem viertelstündigen Interview äussert, Dialekt, genauer: eine schweizerdeutsche Varietät, die eindeutig auf die aargauische Herkunft der Sprecherin verweist. Ein Widerspruch?

Ich werde mich im folgenden mit arealen Aspekten der modernen Varietäten beschäftigen, die im deutschschweizerischen Kommunikationsalltag verwendet werden. Es wird sich dabei herausstellen, welche linguistischen Qualitäten die Sprecherin Barbara in ihrer Selbsteinschätzung meinen könnte, wenn sie ihre eigene Redeweise „als nicht richtigen Dialekt“ bewertet.

1. Vorbemerkungen

In der deutschsprachigen Schweiz hat sich jene spezielle Konvention des Sprachformengebrauchs herausgebildet, der als mediale Diglossie bezeichnet wird: Die unmarkierte mündliche Sprachform ist der Dialekt, die unmarkierte schriftliche Sprachform die schweizerische Spielform der deutschen Standardsprache.¹ Ein einheitliches mündliches Schweizerdeutsch existiert bis zum heutigen Tag nicht, d.h. die Kommunikation zwischen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern verschiedener lokaler Herkunft erfolgt in verschiedenen lokalen Varietäten.

Gesprächskonstellationen mit Individuen verschiedener arealer Herkunft, die Voraussetzung für einen polylektalen Dialog sind, waren früher relativ selten, während entsprechende Konstellationen heute alltäglich geworden sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass einzelne Sprecherinnen und Sprecher mit anderen als den eigenen Varietäten in regelmässigen Kontakt kommen, hat sich in diesem Jahrhundert dauernd vergrössert (vgl. *Strukturatlas Schweiz*, 1985; Werlen 1992). Einmal hat die Entwicklung weg von

1 Zur Unterscheidung zwischen markierten und nicht-markierten Codes vgl. Myers-Scotton (1991). Zum markierten Sprachformengebrauch in der deutschsprachigen Schweiz, d.h. zur mündlichen Standardsprache und zum geschriebenen Dialekt, vgl. Sieber/Sitta (1986), Schwarzenbach (1969).

einer Agrar- und hin zu einer Dienstleistungsgesellschaft eine eigentliche Landflucht und damit Binnenmigration ausgelöst, eine Binnenmigration, die vor allem ländliche und städtische Varietäten miteinander in Kontakt gebracht hat. Dann ist aber vor allem die Bedeutung der individuellen Mobilität herauszustreichen, die heute breiten Kreisen zugänglich ist und nicht nur eine Trennung von Arbeits- und Wohnort erlaubt, sondern auch neue „ortsunabhängige“ Gruppenbildungen ermöglicht, die beispielsweise durch Freizeitaktivitäten oder kulturelle Interessen zustande kommen. Während Migration eher „stabile“ Kontakte zwischen den immer gleichen Varietäten fördert, ist bei mobilen Menschen eine kommunikative Begegnung mit immer wieder anderen Varietäten möglich.

Was den passiven Kontakt mit fremden Varietäten betrifft, so haben sich auch diesbezüglich in den letzten Jahrzehnten einige einschneidende Veränderungen ergeben. Die mündlichen Medien ermöglichen für praktisch die gesamte Bevölkerung einen Hörkontakt mit den verschiedensten Varietäten. Das betrifft nun nicht nur die schweizerdeutschen Dialekte, sondern gleichermassen jene bundesdeutschen und österreichischen Varietäten, die in den Medien präsent sind.²

Die Kommunikationsräume haben sich in diesem Jahrhundert drastisch verändert: Wir sind in unserer „Welt-Heimat“ zu „Welt-Bürgern“ geworden, unser „örtlich-landschaftlich begrenzter Erfahrungsraum“ weitet sich aus: Das wird heute in Kulturgeographie und Kulturgeschichte konstatiert, auch was die Schweiz und ihre Bewohnerinnen und Bewohner betrifft (vgl. Röllin/Preibisch 1993: 39). Als verbales Verständigungsmittel zwischen fernerliegenden „Weltbürgern“ fungiert Englisch als Lingua Franca.³ Wie aber sehen die sprachlichen Varietäten aus, die im binnenschweizerischen „Nahbereich“, d.h. bei einem diglossischen Normenkontext für den unmarkierten mündlichen Gebrauch verwendet werden? Es ist ja nicht zu übersehen, dass der skizzierte Sprachformengebrauch in einem immer grösser werdenden Kommunikationsraum zu einem gewissen kommunikativen Dilemma führen muss: Vom Standpunkt optimaler Verständnissicherung her wäre ein monolektaler Dialog ideal, vom Standpunkt der Enkodierung sozial bedeutsamer Zusatzinformationen her dagegen ein polylektaler Dialog, der die relevanten Unterschiede in den betreffenden Varietäten besonders hervorstreichen vermag. Verständnissicherung und Enkodierung von Zusatzinformationen sind gegenläufige Ansprüche an einen sprachlichen Kode, die in ein akzeptables Gleichgewicht gebracht werden müssen. Es lässt sich damit die Frage stellen, wieviel an sprachlicher (dialektaler) Varianz sich die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer in ihrer besonderen Diglossie-Situation „leisten“. Wieviel an variationsbedingter „Ablenkung“ wird in Kauf genommen, um soziokulturell Relevantes, nämlich hier die lokale Herkunft, zu vermitteln?

2 Die Auswirkungen des Kontaktes mit verschiedenen gesprochensprachlichen Varianten des Standarddeutschen auf orthoepische Normen in der Deutschschweiz sind bis heute in der einschlägigen Literatur nicht ergiebig thematisiert worden.

3 Man darf sich wohl nicht darüber hinwegtäuschen, dass eine aktive und passive (englischsprachige) Kommunikation über alle territorialen Schranken hinweg einer kleinen Elite vorbehalten ist, die über materielle und bildungsmässige Privilegien verfügt.

2. Materialbasis

Um Aussagen über die areale Komponente authentischer schweizerdeutscher Alltagssprache machen zu können, kann nicht jene Art elizierter Sprachdaten herangezogen werden, die in der (historisch ausgerichteten) Dialektologie üblich und dort auch aussagekräftig ist. Ein für hier interessierende Fragestellungen taugliches Korpus muss Alltagssprache beliebiger Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer belegen. Die Datenbasis für die nachfolgenden Ausführungen besteht deshalb aus je viertelstündigen Interviews mit einer offenen Fragekonzeption, die mit 42 jungen Erwachsenen beliebiger schweizerischer Herkunft geführt wurden.⁴ Ihre Äusserungen können als Belege jener sprachlichen Varietäten aufgefasst werden, die in der binnenschweizerischen Kommunikation mit Fremden bei einem Erstkontakt gewählt werden. Diese Varietäten können nun mit dem wissenschaftlichen Konstrukt „Grundmundart“ in Bezug gesetzt werden. Unter Grundmundart wird im folgenden eine Varietät verstanden, die durch den *Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)* für einen seiner 565 Belegorte ausgewiesen ist. Gemäss der Konzeption dieses Kartenwerks handelt es sich dabei um ein wissenschaftliches „Sprachdestillat“, das den (weitgehend elizierten) Dialektstand der älteren, bodenständigen und vornehmlich bäuerlichen Bevölkerung aus der Mitte des Jahrhunderts wiedergibt. Jegliche als Schweizerdeutsch intendierte Äusserungen können nun mit diesen Daten verglichen und damit ihre „Grundmundartlichkeit“ bestimmt werden.

Grundmundarten selbst unterscheiden sich voneinander durch eine oder mehrere Variablen, die unterschiedliche – eben dialektale – Varianten haben.⁵ Jene Variablen, die dialektale Varianz aufweisen, sind damit gleichzeitig „Ortsindikatoren“: Die Variante X weist auf das Areal A, die Variante Y auf das Areal B. Was beispielsweise die phonologische Variable /l/ betrifft, so „zeigt“ die Realisierung als vokalische Variante in den Westen, jene als konsonantische Variante in den Osten der Deutschschweiz. Die Grundmundarten als Bezugsgrössen für alltagssprachliche Äusserungen sind deshalb nicht bloss Varietäten, die einen historischen Vergleich erlauben, sondern gleichzeitig kann festgestellt werden, welche „arealen Informationen“ die „modernen“ Äusserungen tragen.

3. Die areale Komponente alltagssprachlicher Varietäten

Der Vergleich alltagssprachlicher Idiolekte mit der Grösse Grundmundart ermöglicht die Lokalisierung dieser Idiolekte: Dadurch, dass jede dialektale Variante eine „areale Information“ mit jeweils unterschiedlichem lokalem Gültigkeitsbereich trägt, kann

4 Es handelt sich beim vorliegenden Korpus um das Datenmaterial, das für eine grössere Untersuchung 1988 erhoben worden ist. Der Hauptanteil der Auswertungen ist in Christen (1996) ausgeführt. Für detaillierte Angaben zum Untersuchungsdesign vgl. Christen (1995).

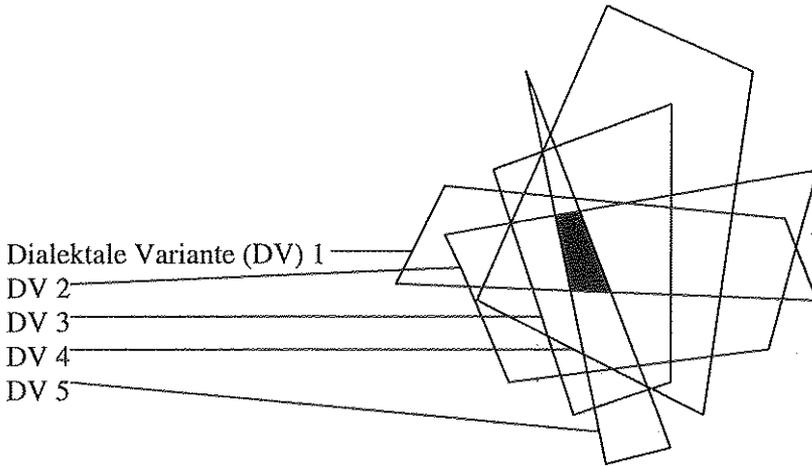
5 In Grundmundarten der gleichen Sprache ist bezüglich der meisten Variablen nicht mit dialektaler Varianz zu rechnen. Erst die „Gemeinsamkeiten“ erlauben ja die Subsummierung verschiedener Varietäten unter eine Einzelsprache, was sich im Alltag etwa in der gegenseitigen Verständlichkeit äussert.

idealerweise die gesamte areale Information, die sich aus allen realisierten dialektalen Varianten einer Äusserungsmenge gibt, aufeinander bezogen werden. Das Schnittmengenareal, in dem alle Variablen die belegten dialektalen Realisierungen zeigen, erlaubt die lokale Zuordnung des alltags sprachlichen Idiolekts:

Abbildung 1: Die Lokalisierung von Idiolekten

Idiolekt

arealer Gültigkeitsbereich der dialektalen Varianten 1 bis 5



Die 42 alltags sprachlichen Varietäten, die im beschriebenen Korpus belegt sind, wurden nach dem oben skizzierten Verfahren untersucht. Aus der Gesamtdatenmenge sind die Verbformen ausgewählt und ihre dialektale Varianz auf phonologischer, morphologischer und lexikalischer Ebene hin überprüft worden. Dabei hat sich gezeigt, dass die quantitativ überwiegende Zahl dialektaler Tokens tatsächlich ein Schnittmengenareal von der in Abb. 1 skizzierten Art konstituiert. Dieses Schnittmengenareal ermöglicht eine kleinräumige binnenschweizerische Lokalisierung, wobei unter kleinräumig eine relative Grösse in bezug auf das Territorium der deutschsprachigen Schweiz verstanden wird: „Kleinräumig“ meint hier, dass die dialektale Varianz auf eine Region verweist, welche die klassische dialektologische Nord/Süd- und West/Ost- Aufteilung der Schweiz in vier Quadranten weiter eingrenzt und damit eine „genauere“ Lokalisierung erlaubt (vgl. Hotzenköcherle 1961).

Welche Folgerungen ergeben sich nun aus diesem Resultat? Erstens zeigt sich, dass jene dialektalen Variablen, die in alltags sprachlicher Rede überhaupt vorkommen, von jungen Sprecherinnen und Sprechern weitgehend so realisiert werden, wie es in den Grundmundarten vorgesehen ist. Ihre Varietäten haben also eine eindeutige lokale Prägung in dem Sinne, dass ihre Dialektvarianten nicht einfach beliebig zu einer idiolektalen Varietät kombiniert sind, sondern in einer Kombination vorkommen, die mit jener von Grundmundarten grösstenteils übereinstimmt. Zweitens ist dieses Resultat ein eindeutiger Hinweis darauf, dass schweizerdeutsche Varietäten junger Men-

schen – entgegen volkstümlicher und sprachpflegerischer Meinungen⁶ – lokalisierbar sind. Konkret lassen sich die 42 Idiolekte verschiedenen schweizerischen Regionen zuordnen, bei denen es sich dialektologisch um nieder-, hoch- und höchstalemannische Dialektgebiete handelt.

Eine erfolgreiche Lokalisierung, wie sie hier anhand der Bezugsgrößen aus dem SDS vorgenommen wird, setzt notwendig voraus, dass in alltagssprachlichen Äusserungen überhaupt Enkodierungsmöglichkeiten für dialektale Varianz vorhanden sind. Dass die Lokalisierung bei den Äusserungen des Korpus gelingt, zeigt damit auch, dass die „Arealität“ nicht an seltene Variablen einer (elizitierten) „Sondersprache“ gebunden ist, sondern auch in der Alltagssprache der Sprecherinnen und Sprecher zum Tragen kommt.

Die Lokalisierbarkeit der Idiolekte einerseits und andererseits das Faktum, dass die Daten aus Erstgesprächen zwischen beliebigen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern und der („Luzernerdeutsch“ sprechenden) Exploratorin gewonnen wurden, zeigen, dass der polylektale Dialog, der als eine pragmatische Besonderheit der deutschsprachigen Schweiz gilt, tatsächlich kein Mythos sondern Alltag ist.

4. Die Verständnissicherung im polylektalen Dialog

Ein polylektaler Dialog kann nur dann erfolgreich zustande kommen, wenn sich die Beteiligten trotz sprachlicher Varianz mühelos verstehen können. Diese gegenseitige Verstehbarkeit scheint offensichtlich gegeben zu sein: Im ganzen Korpus sind weder sprachliche Missverständnisse noch metasprachliche Nachfragen über dialektal Unverständliches nachzuweisen.⁷ Wie kann es trotz arealer Variation zu diesem hohen Grad an gegenseitiger Verstehbarkeit kommen?

Meines Erachtens müssen verschiedene linguistische und extralinguistische Grundvoraussetzungen erfüllt sein, damit der polylektale Dialog als Kommunikationsform möglich wird (vgl. auch Herrgen/Schmidt 1985; Schmitt 1992). Was die extralinguistischen Bedingungen betrifft, so sind zweifellos die Einstellungen zu lokaler Varianz von herausragender Bedeutung. Wenn sich Dialektgebrauch nicht sozial diskriminierend auswirkt, sondern im Gegenteil aus besonderen historischen und soziokulturellen Gründen sogar wünschenswert ist, dürfte damit eine optimale Vorausset-

6 Vgl. Ernst Tappolet (1901: 29), der als Folge des modernen Lebens den „Zerfall“ der Mundarten vorauszusehen glaubte: „die charakteristischen Wörter und Wortformen kommen ausser Gebrauch, die Mundarten gleichen sich aus, es wird immer schwieriger, die Kantonszugehörigkeit mit Sicherheit zu bestimmen.“

7 Mit Verständigungsschwierigkeiten ist bei höchstalemannischen Dialekten zu rechnen, bei denen sich nicht nur die Summe der abweichenden Varianten verständniserschwerend auswirken dürfte, sondern ebenso die durch die kleine Sprecherzahl bedingte geringe Chance, sich an eine fremde Varietät gewöhnen zu können. Allerdings bietet sich dialektale Varianz auch an, um unliebsame Sprechereigenschaften statt an den Sprechenden an ihrer Sprache zu kritisieren: „Mit Ihrer Laudatio für Patrick Rohr bin ich nicht einverstanden. Nach wie vor ist sein sehr rasch gesprochener und silbenverschluckender Walliserdialekt weitgehend unverständlich. Herr Rohr präsentiert uns ahnungslosen ‚Grufftis‘ die roteingefärbten Neuigkeiten mit einer unerträglichen Arroganz.“ (Brückenbauer 50, 11. Dezember 1996)

zung dafür geschaffen sein, grundsätzlich positiv konnotierte dialektale Variation überhaupt verstehen zu **wollen**. Der gesellschaftlich erwünschte Dialektgebrauch führt zudem dazu, dass sich in einer mobilen Sprechergemeinschaft zwangsläufig eine gewisse Routine im Umgang mit Variation ergeben muss, die allfällige Verständigungsschwierigkeiten tendenziell vermindert.

Was die linguistischen Voraussetzungen betrifft, so sind verständniserleichternde linguistische Gemeinsamkeiten zwischen Subvarietäten der gleichen Einzelsprache, bei denen es sich zudem um geographisch benachbarte Varietäten der gleichen Dialektgruppe handelt, naheliegend.

Entscheidend für die gegenseitige „binnenschweizerische“ Verstehbarkeit ist zweifellos das Lexikon: Die Lexeme, insbesondere die Autosemantika, sind die prototypischen Bedeutungsträger und damit absolut zentrale Grössen für die Verständigung. Das offene System des Lexikons mit seinen vielen nicht durch Regeln zugänglichen singulären Grössen ist nur am Rande von arealer Variation betroffen. Hier zeigen sich am meisten Gemeinsamkeiten, was eine für die gegenseitige interdialektale Verstehbarkeit überaus günstige Voraussetzung ist.

Die nachfolgende Tabelle soll den erläuterten Sachverhalt illustrieren. Sie enthält die heteronymen Lexeme, die aus dem Alltagssprachlichen Interview mit der Sprecherin Barbara stammen. Dieser Ausschnitt enthält insgesamt 1369 Wortformen (Tokens); innerhalb dieser Wortformen lassen sich 18 Lexeme (mit insgesamt 31 Tokens) ausmachen, zu denen Heteronyme existieren:

Tabelle 1: Heteronymer Wortschatz (Tokens) der Sprecherin Barbara⁸

<i>gschpöönl</i>	Nomen	‚(hier: erwachsene/r) Kollege/Kollegin‘ (1)
<i>kanti</i>	Nomen	‚Kantonsschule, Gymnasium‘ (Kurzform) (1)
<i>mängisch</i>	Adverb	‚manchmal, oft‘ (3)
<i>mischle</i>	Verb	‚ein Ding drehen‘ (1)
<i>niemer</i>	Indefinitpronomen	‚niemand‘ (2)
<i>niene</i>	Adverb	‚nirgends‘ (1)
<i>nüm/nümme</i>	Adverb	‚nicht mehr‘ (3)
<i>luege</i>	Verb	‚schauen‘ (1)
<i>öppe</i>	Gradpartikel	‚etwa‘ (1)
<i>öppis</i>	Indefinitpronomen	‚etwas‘ (3)
<i>schaffe</i>	Verb	‚arbeiten‘ (6)
<i>schaurig</i>	Verstärkungspartikel	‚sehr‘ (1)
<i>scheniere</i>	Verb	‚stören‘ (1)
<i>schpitaal</i>	Nomen	‚Krankenhaus‘ (1)
<i>schtatsioon</i>	Nomen	‚Haltestelle der (Strassen-)Bahn‘ (1)
<i>tram</i>	Nomen	‚Strassenbahn‘ (2)
<i>wookoweege</i>	Nomen	‚Woko-Wohngemeinschaft‘ (1)
<i>zuezügle</i>	Verb	‚zuziehen‘ (1)

⁸ Die Sprachbelege sind in der Umschrift von Eugen Dieth (1986) transkribiert, die sich weitgehend an der deutschen Orthographie orientiert, Längen jedoch systematisch mit Buchstabenverdoppelung und offene Vokalqualitäten mit gravem Akzent markiert.

Bei diesen wenigen Lexemen liegen nicht überall „echte“ Heteronyme vor: In einigen Fällen handelt es sich um die Bezeichnungen typisch schweizerischer Institutionen, bei denen eine Entsprechung in anderen deutschsprachigen Regionen fehlt (*Kanti*, *Wooko-weegee*). Zudem sind einige der aufgeführten Lexeme zwar Heteronyme, jedoch nicht ausschliesslich schweizerische (*Tram*, allerdings mit femininem Genus z.B. auch in Bayern, *schaffen* auch im schwäbischen Raum). Das Lexem *schpitaal* als solches ist in anderen deutschsprachigen Ländern als veraltete – aber damit immerhin existierende Variante – bekannt. Das Verb *luf[e]ge* ist ausserhalb der Schweiz nicht unbekannt, aber weitgehend auf poetische Kontexte beschränkt. Was die angeführten Indefinitpronomina und -adverbien betrifft, so macht die Etymologie deutlich, dass hier gemeinsame Formen zugrundeliegen (*öppis* ist eine labialisierte und assimilierte Weiterentwicklung zu mhd. *ëtes-was* ‚etwas‘). Unterschiedlicher Lautwandel hat allerdings die Ausdrucksstrukturen derart modifiziert, dass wohl synchron verschiedene Lexeme angesetzt werden können.

Die angeführten Lexeme vermögen nun die Sprecherin zwar als Schweizerin auszuweisen, aber nur *schaffe* ‚arbeiten‘ und *luege* ‚schauen‘ haben gleichzeitig den Status eines binnenschweizerischen Heteronyms (es existieren die westschweizerdeutschen Varianten *wärche* und *gugge*) und verfügen damit über ein deutschschweizerisches Lokalisierungspotential. Insgesamt nimmt sich die lokale Varianz auf Wortschatzebene also überaus bescheiden aus. Die Lexemebene, wie sie in alltagssprachlichen Äusserungen realisiert wird, wäre als alleinige Trägerin arealer Information nicht in der Lage, die Sprecherinnen und Sprecher erfolgreich binnenschweizerisch zu lokalisieren.

5. Die Enkodierung arealer Information

Da eine erfolgreiche binnenschweizerische Lokalisierung der Sprecherinnen und Sprecher möglich ist, müssen jene sprachlichen Varianten, die lokale Herkunft präziser markieren, offensichtlich ausserhalb des Lexikons angesiedelt sein. Im Korpus zeigt sich, dass dafür lautliche und morphologische dialektale Varianz genutzt wird.

Was die lautliche Ebene betrifft, so liegt ihr Vorteil für die Übermittlung lokaler Information darin, dass das Lautinventar und die Kombinationsmöglichkeiten der einzelnen Laute limitiert sind und bereits in kurzen Redesequenzen deren Auftreten garantiert ist. Einer – etwa im Vergleich zum Lexikon – geringen Anzahl von Types steht eine grosse Menge von Tokens gegenüber.

Auf der morphologischen Ebene sind die Enkodierungsmöglichkeiten der arealen Dimension vom quantitativen Aspekt her ähnlich ausgeprägt wie im Bereich der Lautung: Auch hier handelt es sich um ein eingeschränktes Set von Types, das zur Markierung dialektaler Unterschiede genutzt werden kann. Ebenso wie es keine Äusserungen ohne Lautrealisierungen gibt, sind auch Redesequenzen ausgeschlossen, in denen sich keine Flexionsmorphologie zeigt: Sobald ein Verb verwendet wird, erscheinen Konjugationsflexive, und Nominalgruppen verlangen nach Deklinationen. Die Daten des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* machen deutlich, dass für jene morphologischen Variablen, die in der Alltagssprache häufig zu erwarten sind (Verbformen im Bereich der Auxiliare, der Modalverben und der hochfrequenten Vollver-

ben wie *sehen, gehen, nehmen, tun*), in den Grundmundarten tatsächlich dialektale Varianten und nicht einfach „gemeindeutsche“ Realisierungen vorgesehen sind. Die Enkodierung lokaler Verschiedenheit im morphologischen Bereich bringt kommunikationstechnisch den Vorteil, dass die Varianz entweder in unbetonten „inhaltsarmen“ Endungen erscheint und den „inhaltsreichen“ Wortstamm nicht weiter beeinträchtigt oder aber – falls wie bei den Verben auch der Wortstamm von morphologischer Verschiedenheit betroffen sein kann – es sich dann meist um grammatikalisierte Verben mit geringem semantischem Gehalt handelt (vgl. Diewald 1997); die durch ein weiteres, „inhaltstragendes“ Verb ergänzt werden, so dass auch hier der Informationsfluss durch allfällige dialektale Variation kaum gestört wird.

Während – wie oben in Tab. 1 gezeigt – die Lexikonebene zu einer unbefriedigenden Lokalisierung alltagssprachlicher Äusserungen führt, ist die kleinräumige Lokalisierung nun tatsächlich über die phonologische und morphologische Varianz erfolgreich. Zur Illustration sei dazu die erste Antwort im Interview mit Barbara aufgeführt, deren Verbformen⁹ im folgenden auf ihre areale Dimension hin überprüft werden sollen:

(Antwort auf die Frage der Interviewerin nach dem Berufswunsch der Sprecherin Barbara)

jò dasch äigenlech zuefelig zümlech aso i (1) ha de voorkùrs (2) gmacht au eener zuefelig wels mer äifach (3) gschünke (4) hèt i de kanti / ùnd nõchhär (5) han i / ja dò (6) bin i da (7) gsi a dère schuel ùnd s (8) hèt mer äigenlech (9) gfale wel s (10) isch so löker so s (11) hèt so käs fèschts apsänzewèsen ùnt soo / ùnd / jòò t leerer (12) händ mer züm täil no (13) passt ùn ta (14) han i äigenlech (15) gluegt i wa für ne fachklass (16) chönt i (17) gòò òder ùnd / ùnd e / das (18) isch de das wo mer / won i (19) gfünde (20) ha (21) liit mer am määischte òder so de prueff (22) han i mer dèn nõni so richtig (23) voorgschüttelt da (24) han i eersch so jez öppen im zwöite jòòr wòrschinli / irnwie so würkli (25) driigsee / aber s (27) isch mer äigenlech rächt egaal (27) gsi so züm eerlech (28) si

Ja, das ist eigentlich zufällig, ziemlich also, ich habe den Vorkurs gemacht auch eher zufällig, weil es mir einfach gestunken hat in der Kantonsschule, und nachher habe ich, ja dann bin ich da gewesen an dieser Schule, und es hat mir eigentlich gefallen, weil es ist so locker so, es hat kein so festes Absenzenwesen und so, und, ja die Lehrer haben mir zum Teil noch gepasst, und dann habe ich eigentlich geschaut, in welche Fachklasse ich gehen könnte, nicht wahr, und das ist dann das, was man, was ich gefunden habe, liegt mir am meisten, nicht wahr, den Beruf habe ich mir dann noch nicht so richtig vorgestellt, das habe ich erst ungefähr jetzt im zweiten Jahr wahrscheinlich, irgendwie wirklich hineingesehen, aber es ist mir eigentlich recht egal gewesen, um ehrlich zu sein.

9 Unter einer Verbform werden hier Realisierungen der morphologischen Kategorie „Verb“ als Personal- und Grundformen (Partizipien und Infinitive) verstanden.

Tabelle 2: Arealer Gültigkeitsbereich der Verbformen (1) bis (28)

Verbformen: Personalform Infinitiv (Inf.) Partizip (Part.)	arealer Gültigkeitsbereich ¹⁰	linguistische Ebene der dialektalen Variante(n)
(1) (5) (14) (20) (22) (24) <i>ha(n)</i> 3. Pers. Sg. ‚haben‘ Präs.	CH (ohne WS, ZH Oberland)	morphologisch: Sg.-Stamm
(2) <i>gmacht</i> Part. ‚machen‘	CH	
(3) <i>gschtünke</i> Part. ‚stinken‘	OstCH (ohne AP)	lautlich: kurze Hochzungen- vokale
(4) (8) (11) <i>hèt</i> 3. Pers. Sg. Präsens ‚haben‘	WestCH	morphologisch: Sg.-Stamm
(6) <i>bin</i> 1. Pers. Sg. Präsens ‚sein‘	OstCH	lautlich: kurze Hochzungen- vokale
(7) (27) <i>gsi</i> Part. ‚sein‘	CH	
(9) <i>gfale</i> Part. ‚gefallen‘	ZH, TG, AP, SG, GR, NordSZ, FR, SüdBE	lautlich: <i>l</i> -Geminaten- reduktion
(10) (26) (<i>i</i>) <i>sch</i> 3. Pers. Sg. Präs. ‚sein‘	OstCH, InnerCH	lautlich: kurze Hochzungen- vokale
(12) <i>händ</i> 1. Pers. Pl. Präsens ‚haben‘	OstLU, OstAG, ZG, Inner- schweiz, ZH, GL	morphologisch: Pl.-Stamm
(13) <i>passt</i> 3. Pers. Sg. Präsens ‚passen‘	CH	
(15) <i>gluegt</i> Part. <luegen> ‚schauen‘	CH (ohne WestBE, FR)	lexematisch
(16) <i>chönt</i> 1. Pers. Sg. Konj. II ‚können‘	WestCH (ohne BS, WS, FR)	lautlich: <i>k</i> -Realisierung, Kurzvokal-Realisierung
(17) <i>gòð</i> Inf. ‚gehen‘	NordCH (ohne Nordwesten, ZH)	lautlich: mhd. <i>â</i>
(19) <i>gfünde</i> Part. ‚finden‘	OstCH (ohne AP)	lautlich: Hochzungenvokal lautlich: <i>nd</i> -Realisierung
(21) <i>liit</i> 3. Pers. Sg. Präs. ‚liegen‘	OstCH	morphologisch: Verbstamm, Flexiv 3. Sg.
(23) <i>voorgschètèlt</i> Part. ‚vor- stellen‘	AG, ZG	lautlich: Langvokale, Pri- märumlaut, <i>l</i> -Realisierung
(25) <i>driigsee</i> Part. ‚dreinse- hen‘	OstCH	lautlich: Langvokal
(28) <i>si</i> Inf. ‚sein‘	CH	

¹⁰ Es handelt sich hier um bloss approximative Zuordnungen zu schweizerischen Arealen. Wenn Kantonsbezeichnungen angegeben werden, heisst das hier nur, dass in diesen Regionen eine bestimmte dialektale Variante belegt ist, jedoch nicht, dass die Verbreitung dieser Variante sich genau mit dem politischen Territorium decken würde. Zur genauen Verbreitung einzelner Varianten vgl. *SDS*.

(Abkürzungen für schweizerische Regionen: AG: Aargau; AP: Appenzell; BE: Bern; BS: Basel; CH: Deutschschweiz; FR: Freiburg; GL: Glarus; TG: Thurgau; SZ: Schwyz; WS: Wallis; ZG: Zug; ZH: Zürich)

Die lokale Information, die allein schon über die morphologischen und phonologischen Dialektvarianten der Verbformen vermittelt wird, ermöglicht bereits nach der ersten Antwort (!) eine Lokalisierung der Sprecherin Barbara in den östlichsten Teil des Kantons Aargau. Die einzige dialektale Variante, die sich nicht in dieses grundmundartliche Schnittmengenareal einfügt, ist die Reduktion der *l*-Geminate, wie sie beim Verb ‚gefallen‘ belegt ist (vgl. [9]).

Die Lokalisierung kommt hier nicht durch das Vorhandensein einer oder einiger weniger Dialektvarianten zustande, die exklusiv in diesen östlichen Teil des Kantons Aargau weisen, sondern durch die besondere Kombination von grossräumig gültigen Dialektvarianten, die genau so in den Grundmundarten dieser Region ausgewiesen ist (vgl. Werte des *SDS* für den Raum zwischen Lenzburg AG 38 und Menziken AG 54).

Dialektvarianten, die als einzelne Grössen auf ein sehr eingeschränktes Areal, einige wenige Orte etwa, verweisen, existieren allerdings auch. Sie sind jedoch auf allen linguistischen Ebenen Ausnahmerscheinungen (vgl. *SDS*). Zudem gibt es Regionen, deren Grundmundarten mehr solcher kleinräumiger Varianten ausweisen als andere. Was die deutschsprachige Schweiz betrifft, so sind kleinräumige Dialektvarianten mit hohem lokalem Informationswert am ehesten in den Randgebieten des Landes anzutreffen: im alpinen südlichen Raum, aber auch an der östlichen und nordwestlichen Landesgrenze. So verfügt etwa die Grundmundart der Stadt Basel aber auch jene des St. Galler Rheintales über (durchaus hochfrequente) Dialektvarianten, die „exklusiv“ auf diese Orte hinweisen (vgl. für Basel den „besonderen“ Verbalplural, für einige Orte des Rheintales „bairische“ *oa*-Diphthonge für mhd. *ei*). In anderen Grundmundarten – vor allem jenen des Mittellandes – kommen in alltagssprachlichen Äusserungen keine oder ganz vereinzelt Variablen zur Realisierung, für die die Grundmundart überhaupt kleinräumige Dialektvarianten vorsehen würde. Dieses Faktum ist aber – wie das Beispiel in Tab. 2 illustriert – einer erfolgreichen Lokalisierung keineswegs hinderlich.

Ein Teil jener Dialektvarianten, die über ein hohes lokalisierendes Potential verfügen, funktionieren im alltagsweltlichen Diskurs als eigentliche Schibbolethe: Es sind Kennformen – meist aus dem Bereich des Wortschatzes – anhand derer fremde Sprecherinnen und Sprecher einem Territorium zugewiesen werden (z.B. *jä* ‚ja‘ für Basel, *rüüdig* ‚sehr‘ für Luzern). Sie dienen der volkstümlichen Charakterisierung von Dialekten und erleichtern die Metakommunikation über die soziokulturell wichtigen Dialekte resp. über die Territorien, als deren Embleme sie fungieren.

Bei Sprecherinnen und Sprechern, deren Dialekte grundmundartlich kleinräumige Varianten haben können, kommen nun tatsächlich auch entsprechende – allerdings nicht unbedingt kategorische – Realisierungen solcher Varianten vor. Die frappante Nähe zum archaisierenden Konstrukt „Grundmundart“ ist also nicht nur in Idiolekten vom „Typ Barbara“ festzustellen, deren Dialekte sich aus „wenig lokal geprägten“ grossräumigen und gemeinschweizerdeutschen Varianten konstituieren.

6. Modernes Schweizerdeutsch und die Grundmundarten

Beim obigen Lokalisierungsversuch hat sich gezeigt, dass nicht alle dialektalen Varianten, die in den Verbformen realisiert werden, mit einem grundmundartlichen Areal übereinstimmen: Die fehlende *l*-Geminate bei der Sprecherin Barbara weist auf ein anderes Territorium als die Schnittmenge der übrigen Varianten.

Jene alltagssprachlichen Varianten, die von der Grundmundart abweichen, lassen vorsichtige Rückschlüsse auf Veränderungen innerhalb schweizerdeutscher Dialekte zu. Folgende Phänomene sind diesbezüglich bemerkenswert:

Die meisten der Abweichungen, die in Idiolekten mit sehr ähnlicher lokaler Ausprägung vorkommen, betreffen dieselben Variablen. Verkürzt gesprochen: In gleichen Dialekten kommen die gleichen Abweichungen vor. Dieser Befund ist ein Indiz dafür, dass diese Abweichungen von den Grundmundarten kaum als individuelle Phänomene zu betrachten sind, die dann beispielsweise als biographisch bedingte Kontaktphänomene erklärt werden könnten. Vielmehr zeigen sich in den Abweichungen offenkundig kollektive Veränderungen.

Neue Varianten, die in einer Varietät erscheinen, können einen unterschiedlichen dialektalen Status haben: Es kann sich um Varianten handeln, die bereits in anderen Varietäten vorkommen. Die Neuerung hat damit eine lokale Markierung, sie enthält quasi einen Hinweis auf ihre „Herkunft“. Bei Neuerungen, die nicht bereits belegt sind, fehlt eine entsprechende areale Information. Es lässt sich nun bezüglich der vorkommenden Abweichungen die Frage stellen, wie ihre lokalen Markierungen aussehen. Falls es nämlich in der deutschsprachigen Schweiz eine einzige herausragende Varietät als Zielvarietät aller einzeldialektalen Veränderungen gäbe, müsste sich diese über das lokalisierende Potential der Abweichungen eruieren lassen. Soziolinguistisch käme dieser Zielvarietät die Rolle eines Akrolektes zu, dem in einem bestimmten soziokulturellen Umfeld eine prominente Bedeutung zugeschrieben wird und auf den sich alle koexistierenden Varietäten ausrichten.

Obwohl im Korpus tatsächlich Veränderungen nachgewiesen werden können, die sich in vielen verschiedenen Idiolekten gleichartig zeigen, kann doch eindeutig nachgewiesen werden, dass es diesen **einen** Akrolekt nicht gibt, wohl aber einzelne, für verschiedene Regionen verschiedene Akrolekte.

Auch die Standardsprache spielt nicht die ausschliessliche Rolle eines Akrolektes. Während sich im Bereich des Lexikons zwar das standardsprachliche Lexem meist vor allen anderen koexistierenden Heteronymen zu behaupten scheint, sind die Veränderungstendenzen in den anderen Bereichen komplexer, wie im folgenden ausgeführt werden soll.

Im lautlichen und morphologischen Bereich sind zwei Typen von Veränderungen hinsichtlich der Bezugsgrösse „Grundmundart“ zu erwarten: zum einen der sogenannte „natürliche“ Wandel, der eine Veränderung darstellt, die in der linguistischen Struktur einer Varietät und in der „Biologie“ seiner Sprecherinnen und Sprecher selbst angelegt ist. Ein natürlicher Wandel ist in dem Sinne teleologisch, als er die Sprache im Hinblick auf die physiologischen Voraussetzungen des menschlichen Sprech- und Hörapparates und der menschlichen Informationsverarbeitung optimiert. Solche Optimierungen können spontan bei beliebigen Sprecherinnen und Sprechern auftauchen.

Diese neuen „natürlicheren“ Varianten müssen sich jedoch nicht einfach kraft ihrer „biologischen Überlegenheit“ zwingend als alleinige Formen in einem Sprecherkollektiv durchsetzen, sondern ein natürlicher Wandel ist wie jeder Wandel auch von sozialen Bedingungen abhängig.

Zum anderen kann in einer Varietät ein Typus von neuen Varianten erscheinen, die nicht „aus sich selbst heraus“ hätten entstehen können, sondern einem Kontakt mit fremden Varietäten zuzuschreiben sind. Diese Varianten werden in klassischer Terminologie als „Entlehnungen“ bezeichnet und führen in einer Varietät zu „Mischungen“ oder zu „Kreolisierungen“.¹¹

Lautvarianten, die im Korpus gesprochener Alltagssprache erscheinen und als natürliche Varianten betrachtet werden können, führen tendenziell zur Konvergenz mit Varietäten, die diesen Wandel bereits vollzogen haben.

Aufschlussreich sind nun jene Neuerungen, die relativ eindeutig Kontakten mit anderen Varietäten zugeschrieben werden können: Die ersetzten Formen sind meistens Lautvarianten mit einem kleinen Gültigkeitsbereich, die ersetzenden Formen bezeichnenderweise meistens Varianten, die über einen grösseren Gültigkeitsbereich verfügen und in der sprachgeographischen Nachbarschaft angesiedelt sind (kleinräumige *ng*-Velarisierungen werden z.B. durch grösserräumige *nd*-Realisierungen ersetzt: *Ching* > *Chind*, 'Kind'). In vielen Fällen – wie auch im angeführten Beispiel – ist die neue Variante standardnäher. Aber gerade die Gegebenheiten bei Basler Sprecherinnen und Sprechern, die kleinräumige „standardnahe“ Formen durch grossräumige „standardferne“ Formen ersetzen, zeigen, dass der Standardsprache nicht uneingeschränkte Priorität zukommt. Ein Beispiel: Die baslerische – und gleichzeitig standardsprachliche! – Dehnung von Vokalen in offener Silbe wird zugunsten der „alten“ mittelhochdeutschen Kürze, die in anderen Gegenden der Deutschschweiz üblich ist – teilweise aufgegeben.

Was die Morphologie betrifft, so zeigen sich bei den Abweichungen von den Grundmundarten die ähnlichen Tendenzen wie im lautlichen Bereich. Natürlicher morphologischer Wandel hat konvergierenden Effekt; bei den Formen die durch Kontaktvarianten ersetzt werden, handelt es sich meist um kleinräumige Formen (*hönd* durch *hènd*, 'haben' Pl.). Besonders deutlich zeigt sich hier, dass die Standardsprache gerade bei hochfrequenten Morphemen als Quelle von Neuerungen kaum in Frage kommt. Als Ausnahme kann hier der *s*-Plural gelten (Barbara: *büros*), der sporadisch erscheint. Andererseits wird der typisch schweizerdeutsche Plural mit Umlaut eher noch ausgebaut. Dabei handelt es sich aber wohl um natürlichen morphologischen Wandel: Wegen Endsilbenreduktion sind die *e*-Plurale bei den Maskulina häufig weggefallen und der Umlaut als Pluralmarkierung generalisiert worden (vgl. *hund*, *hünd*, 'Hund, Hunde').

Abschliessend kann nun die moderne Alltagssprache des vorliegenden Korpus wie folgt charakterisiert werden: Die Varietäten der jungen Sprecherinnen und Sprecher

11 Was von der theoretischen Konzeption der „Natürlichkeit“ her unbestritten ist, erweist sich in der praktischen Beurteilung „neuer“ Varianten deshalb häufig als problematisch, weil (noch?) kein völliger Konsens darüber besteht, welche sprachlichen Veränderungen tatsächlich die „Natürlichkeit“ erhöhen.

zeichnen sich durch ein beinahe gemeindeutsches Vokabular aus. Im Bereich der Phonologie und der Morphologie dagegen werden areale Varianten realisiert, die eine binnenschweizerische Lokalisierung erlauben. Die arealen Varianten entsprechen weitgehend jenen der Grundmundarten, wobei sich hier aber einige natürliche Weiterentwicklungen zeigen. Zudem sind grundmundartlich vorgesehene kleinräumige Formen im phonologischen und morphologischen Bereich teilweise durch Formen der Nachbarschaft ersetzt.

Die Varietäten, die bei den jungen Leuten konstatiert werden können, sind also nicht nur auf einer vergleichsweise oberflächlichen lautlichen Ebene areal verschieden, es handelt sich also nicht um bloße subphonematische „Akzentunterschiede“,¹² sondern sie sind vor allem auch durch morphologische Unterschiede konstituiert.

Durch die Daten des Korpus kann nachgewiesen werden, dass junge Menschen eine eindeutig örtliche geprägte Varietät erwerben, die – wie entsprechende Rückfragen zeigen – mit der individualbiographischen Lebensumgebung in einem Zusammenhang steht, wobei hier weniger das Elternhaus als die Lebenswelt der schulischen Sozialisation eine herausragende Rolle zu spielen scheint.

Dass sich Idiolekte im Laufe des Lebens verändern können und tatsächlich Züge mehrerer individueller Lebensumgebungen tragen können, zeigt der Beleg einer knapp vierzigjährigen Frau, die sich in einer Radio-Talkshow mit einem Zürcher und einem Berner unterhält¹³:

d Manne beschtemmed höt mee o entschäided mee be de grosse iichöif, wèn s om vel gäld gòdt, fraue entschäided höt mee be chlinere beträäg o i tänke, dò müesste mer echli es gliichgwecht choo, das sech manne au mee om chliineri iichöif kömmered zom biischpel be läbesmittel gseeni i das manne ganz andersch iichaufed, die lueged, was s jetz grad loscht händ, d mängi esch ene mäischstens gliich o i tänke gad dä gnaadeloosi jo ungsondi priiskchampf wo be de läbesmittel herscht, dä chönt sech echli entschanne wän t manne mee gängted go läbesmittel iichaufe, hingäge beobachteni das wèn fraue zom bischpel sech om versecherige kömmered versecherigsabschlöss, se si i dr Règel wörklech kritischer o lueged die Sachche ganz sachlech a o vergliched mee.

Die Männer bestimmen heute mehr und entscheiden mehr bei den grossen Einkäufen, wenn es um viel Geld geht, Frauen entscheiden heute mehr bei kleineren Beträgen und ich denke, da müssten wir einwenig ins Gleichgewicht kommen, dass sich Männer auch mehr um kleinere Einkäufe kümmern, zum Beispiel bei Lebensmitteln sehe ich dass Männer ganz anders einkaufen, die schauen, worauf sie gerade Lust haben, die Menge ist ihnen meistens egal und ich denke, gerade dieser gnadenlose ja ungesunde Preiskampf, der bei den Lebensmitteln herrscht, der könnte sich einwenig entspannen, wenn die Männer mehr Lebensmittel einkaufen gingen, dagegen beobachte ich, dass wenn Frauen sich zum Beispiel um Versicherungen kümmern, Versiche-

12 Es wird hier natürlich keineswegs bestritten, dass auch Unterschiede auf der subphonematischen Ebene über ein lokalisierendes Potential verfügen.

13 Es handelt sich im folgenden um einen Ausschnitt aus der Sendung „Persönlich“ des Radios DRS 1 vom 25.5.1997.

rungsabschlüsse, sind sie in der Regel wirklich kritischer und schauen die Sache ganz sachlich an und vergleichen mehr.

Die Sprecherin ist im östlichen Kanton Aargau, im sogenannten Freiamt aufgewachsen. Die fett markierten Formen stimmen nun nicht mit den Grundmundarten dieser Gegend überein, sondern sind fast durchwegs Formen, die in der heutigen bernischen Lebenswelt der Frau vorkommen: verbale Inversionsform 1. Person Sg. *beobachteni* statt *beobachtii*; *o* statt *und* ‚und‘; *t-* statt *d-*Flexiv der 3. Person Sg. beim Kurzverb *gehen*; *se si* statt *sind si* („sind sie“). Eine Ausnahme ist der von der Grundmundart abweichende überoffene *e*-Laut in *wän*, der eher in östlichere Nachbargebiete des Freiamtes als ins westliche Bern weist. Nicht eindeutig zu interpretieren ist das Vorkommen des verbalen Pluralsuffixes *-ed*, wo die Herkunftsregion der Sprecherin *-id* erwarten lässt. Die realisierten Flexive stimmen einerseits mit den Endungen des ostschweizerdeutschen Einheitsplurals überein, andererseits könnte es sich auch um eine bloße Vokangleichung der Sprecherin an das bernische *-e/-et/-e*-Plural-Paradigma handeln.

Was die Übereinstimmungen mit den Freiamter Grundmundarten betrifft (also quasi die Konstanz hinsichtlich der mutmasslichen Erstvarietät der Sprecherin) muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass einige Eigenheiten des „Ausgangsdialektes“ mit den Varianten der neuen Umgebung übereinstimmen, eigentliche Anpassungen also gar nicht möglich sind. Insbesondere die Kurzvokale, die in westlichen Gebieten gesenkt sind, haben in beiden Lebenswelten der Sprecherin die gleichen grundmundartlichen Werte. Die Langvokale unterscheiden sich jedoch in den beiden Regionen durch verschiedene Öffnungsgrade, die Sprecherin „bleibt“ aber hier bei den Freiamter Realisierungen.

7. Bilanz

Was ist nun aus diesen Daten für eine Bilanz zu ziehen? Wir können einerseits beim Sprachgebrauch junger Erwachsener feststellen, dass ihre Idiolekte im Vergleich mit den Grundmundarten als relativ stabil gelten können und dass die Abweichungen zu einem beträchtlichen Teil kollektiver Natur zu sein scheinen. Ihre Idiolekte dürften also die heutige Form der Ortsdialekte repräsentieren. Andererseits zeigt der Ausschnitt aus dem Radio-Interview, dass sich bei dieser Sprecherin deutliche Kontaktphänomene zeigen, die – vergleicht man sie mit den jüngeren Sprecherinnen und Sprechern des Korpus, die aus der gleichen Region stammen – tendenziell individueller Natur sind. Das erste – banale – Fazit ist: Es gibt beides, schweizerdeutsche Idiolekte, die sich weitgehend mit dem Dialekt einer Region decken und Idiolekte, die die morphologischen und phonologischen Züge verschiedener Gegenden tragen. Aufschlussreich scheint mir dabei allerdings zu sein, dass die jüngeren Sprecherinnen und Sprecher quasi die dialektal Ortsstabilen, die älteren dagegen die Instabilen sind. Diese Feststellung ist nun im Hinblick auf die Zukunft schweizerdeutscher Dialekte keineswegs mehr banal. Es wird deutlich, dass die Ortsdialekte für die jungen Menschen in ihrem Spracherwerb offensichtlich eine zentrale Rolle spielen: Die sogenannte home-territory-Varietät verfügt neben anderen „zugewanderten“ Varietäten, die an einem Ort ge-

sprochen werden, offensichtlich über einen derartig herausragenden Status, dass diese und nicht eine andere Varietät im Spracherwerb als Target-Varietät dient. Entscheidend für die Zukunft schweizerdeutscher Dialekte scheint also die Frage zu sein, ob es langfristig Sprecherinnen und Sprecher gibt, die durch Ortsansässigkeit die home-territory-Varietät als Target-Varietät für den kindlichen Dialekterwerb sichern und damit die natürliche Weitergabe des Dialekts garantieren.¹⁴ Ob für diese Weitergabe eine Mindestzahl an ortsstabilen Individuen garantiert sein muss, kann nicht beantwortet werden.

Kehren wir abschliessend zu Barbara und ihrem „nicht richtigen Dialekt“ zurück. Die Sprachdaten weisen Barbara als eine relativ ortstreuere Sprecherin aus. Ihr eigenes negatives Urteil kann darin begründet liegen, dass ihre Sprechweise sich nicht mit den aktuellen gesellschaftlichen Normen von „gutem Dialekt“ verträgt (vgl. Haas 1992). Der prototypisch „gute Dialekt“ enthält gemäss volkstümlichen Vorstellungen Formen, vornehmlich Lexeme, die als „alt“ und „exklusiv“ gelten (ohne dass sie dies objektiv zu sein brauchen) und nicht den „Geruch“ der Schriftsprachlichkeit tragen. Genau diese Anforderungen kann aber der Idiolekt der Sprecherin nicht erfüllen. Einmal ist sie eine junge Sprecherin, und mit wenigstens geringfügigen Abweichungen von der Sprechweise älterer Menschen ihrer Herkunftsgegend ist folglich zu rechnen. Dann gehört ihr Dialekt binnenschweizerisch zu jenen „unspektakulären“ Varietäten, die wenige regional eingeschränkte und damit potentielle Schibbolethe aufweisen. Und zudem muss die Sprecherin, wenn sie sich über übliche alltagssprachliche Themen äussert, zwangsläufig auf Lexeme zurückgreifen, die eine standardsprachliche Herkunft annehmen lassen (*Fussgängerzone*, *Absenzenwesen* usw.) und damit „guter Mundart“ zuwiderlaufen – ohne dass allerdings „bessere“ Varianten für diesen Sprech Anlass realiter zur Verfügung stünden.

Dass ein in der Mündlichkeit uneingeschränkter Dialektgebrauch zwangsläufig eine Variantenvielfalt nach sich zieht und dann bei den Sprachbenutzerinnen und -benutzern zu Qualitätsurteilen darüber führt, welche der koexistierenden Varianten die „besten“ sind, liegt in der Natur der Sache. Es handelt sich um die zwei Seiten der gleichen Medaille und dokumentiert nichts anderes als die Vitalität schweizerdeutscher Dialekte und das Bedürfnis Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprecher, ihren Idiolekten eine lokale Prägung zu geben.

Literaturverzeichnis

Auer, Peter (1991): *Phonologie der Alltagssprache*. Berlin.

Christen, Helen (1995): *Schweizerische Umgangssprachen: eine Herausforderung für die Dialektologie*. In: Heinrich Löffler (Hrsg.): *Alemannische Dialektforschung. Bilanz und Perspektiven*. Tübingen/Basel: Francke, 27-46.

14 Vgl. hierzu auch die Auffassung von Thomason/Kaufman (1988), wonach Varietäten nur unter der Bedingung genetisch verwandt sind, dass ihr Erwerbs entweder durch „regulären“ Erstspracherwerbs oder über eine peer group erfolgt.

- (1996): Dialekt und Umgangssprache. Eine empirische Untersuchung zur Dialektalität des alltags sprachlichen Schweizerdeutschen. masch. Habilitationsschrift. Universität Freiburg/Schweiz.
- Dieth, Eugen (1986): Schwyzertütschi Dialäktschrift. Dieth-Schreibung. 2. Auflage bearbeitet und herausgegeben von Ch. Schmid-Cadalbert. Aarau.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen.
- Haas, Walter (1992): Reine Mundart. In: H. Burger u.a. (Hrsg.): Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Berlin, 578-610.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen E. (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52, 105-156.
- Hotzenköcherle, Rudolf (1961): Zur Raumstruktur des Schweizerdeutschen. Statik und Dynamik. In: Zeitschrift für Mundartforschung XXVIII, 207-227.
- Myers-Scotton, Carol (1991): Making Ethnicity Salient in Codeswitching. In: J. R. Dow (Hrsg.): Language and Ethnicity. Bd. II. Amsterdam, 95-109.
- Röllin, Peter/Preibisch, Marianne (1993): Vertrautes wird fremd – Fremdes vertraut. Ortsveränderung und räumliche Identität. Basel.
- Schmitt, Ernst Herbert (1992): Interdialektale Verstehbarkeit. Eine Untersuchung im Rhein- und Moselfränkischen. Stuttgart.
- Schwarzenbach, Rudolf (1969): Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Frauenfeld.
- Sieber, Peter/Sitta, Horst (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962-1989). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli. Hrsg. von Rudolf Hotzenköcherle. Bern.
- Strukturatlas Schweiz (1985). Hrsg. von Kurt E. Brassel, Ernst A. Brugger, Martin Schuler, Matthias Bopp. Zürich.
- Tappolet, Ernst (1901): Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. In: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft IV. Zürich.
- Thomason, Sarah Grey/Kaufman, Terrence (1987): Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics. Berkeley.
- Werlen, Iwar (1992): Kommunikation im Ort. Kommunikationsgemeinschaften und ihre Kulturen. In: Paul Hugger (Hrsg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Zürich, 417-431.